

# **Revolution in der Keimzelle der Gesellschaft?**

## **Medienalltag und Medienerziehung in der Familie**

Von **Barbara Sichtermann**

Der Sozialraum Familie – seit jeher Leitinstanz für die Medienaneignung der Kinder – hat sich durch die Berufstätigkeit beider Elternteile und durch neue Familienkonstellationen gewandelt. Auch die zunehmende Mediatisierung und Individualisierung der Mediennutzung spielt eine Rolle. Vielfalt, aber auch Diskretion und ständige Verfügbarkeit vieler Geräte beflügeln die Ängste der Eltern vor zunehmendem Kontrollverlust. Halten sie den digitalen Zirkus besser draußen vor? Dabei gilt es alte und neue Konflikte auszuhandeln – und auszuhalten.

Ein Szenario: Es ist Abend. Die Eltern sind von der Arbeit heimgekommen, die Kinder vom Sportplatz und von der Theater-AG. Der Vater sitzt am PC und komplettiert seine Einkommenssteuererklärung. Die Mutter telefoniert vom Handy aus mit einer Kollegin und räumt dabei den Abendbrottisch ab. Der Sohn, 13, sitzt vor seinem Computer und erzählt über FACEBOOK, wie das Wochenende so war. Die Tochter, 10, erledigt rasch noch die liegen gebliebenen Hausaufgaben, hört dabei aber Musik über ihren MP3-Player.

Ist das noch eine Familie?

### **Jeder in seiner Medienwelt**

Wie anders war das vor einer Generation! Da saßen Vater und Mutter, Kinder und manchmal auch die Oma nach dem Essen bei einer Spielshow gemeinsam vor dem Fernseher; am nächsten Tag hatten die Erwachsenen im Büro und die Kinder in der Schule alle das gleiche Thema. Das Leitmedium Fernsehen integrierte die sozialen Gruppen von der Familie bis zur Schulklasse. Allerdings blieb das nicht so. Mit dem Privatfernsehen und der Sendervielfalt wurden in

den 1980er Jahren die Zielgruppen erfunden; TV-Geräte standen jetzt nicht mehr nur im Wohnzimmer, sondern auch in Jugend- und Schlafzimmern. Dann ging es mit den Computern los. Das waren komplizierte Geräte, deren Bedienung eine Neigung zu Spielerei und Gespür für Software voraussetzte. Die Digital Natives besaßen derlei. Ihre armen Eltern nicht. Zeitgleich kamen die Handys auf. Schon Zehnjährige wünschten sich eines zu Weihnachten, während Mutter und Vater noch glaubten, mit dem Festnetz auszukommen. Die kleinen Speichermedien, mit denen man – Knöpfe im Ohr – über die Straße tänzeln und sich beschallen lassen konnte, fanden sich unterdessen in jeder Jeansjackentasche eines Teenagers. Die Eltern hielten derlei für überflüssig, mochten aber dem geliebten Nachwuchs die brennendsten Wünsche nicht abschlagen. Und ein Computer gehörte dann bald für jedes Schulkind zur Standardausrüstung. Wie sollte man ohne WIKIPEDIA ein Referat vorbereiten? Eins ist klar: Die Vielfalt und permanente Verfügbarkeit der neuen Medien revolutionieren den Alltag bis in die „Keimzelle der Gesellschaft“, die Familie. Die Ausdifferenzierung sowohl der Geräte als auch der inhaltlichen Angebote macht es, sagt man, immer schwieriger, am Abendbrottisch ein gemeinsames Thema zu finden und zu vertiefen. Lebt nicht jedes Familienmitglied in seiner eigenen medial vermittelten Welt?

### **Wo bleibt die Kontrolle!**

Hier muss nun eingeschoben werden, dass die Ängste, Familien könnten durch allzu verschiedenartigen Mediengebrauch auseinander driften, sehr, sehr alt sind. Schon als im 18. Jahrhundert die Romanliteratur aufkam, fürchtete man, vor allem die weiblichen Mitglieder einer Familie könnten durch die verführerische Fiktion in ihrer Phantasie auf Abwege geraten, und bemühte sich, sie lektüremäßig möglichst ganz auf die Bibel zu beschränken. Weitere 150 Jahre später war es dann das Kino, dem ein verderblicher Einfluss zugeschrieben wurde, zwei Generationen danach das Fernsehen und heute das Internet. Es ist

klar: Die älteren Generationen, die der Eltern- und Großeltern, fürchten, den Überblick und die Kontrolle zu verlieren, während die Jugend das jeweils neue Medium als ihr ureigenes empfindet und sich durchaus rebellisch mit ihm identifiziert. Das wird womöglich immer so bleiben – was die Schwierigkeiten, in denen wir derzeit stecken, nicht per se ausräumt, aber doch für eine gewisse Beruhigung sorgen dürfte. Weil wir Älteren wissen können: Wir sind nicht die ersten, die sich, was Medien betrifft, um die Kinder und um die Harmonie in der Familie sorgen. Diese Probleme haben eine lange Geschichte und wahrscheinlich auch eine lange Zukunft.

Zurück zum Heute. Die Lage ist in der Tat in etwa so komplex wie die Bedienungsanleitungen für die neuen Medien. Was weiterhilft, mag die Erkenntnis sein, dass Medien und Inhalte zweierlei sind. Die digitale Technik kennenzulernen, sich in ihr zu bewegen und sie zu beherrschen, ist auf jeden Fall ein Vorteil, ja, ein unverzichtbarer zeitgenössischer Skill, und Großeltern sollten sich bereitwillig von ihren Enkeln im Umgang mit dem Computer schulen lassen. Nun hat allerdings Marshall McLuhan mit seiner Parole: „*The Medium is the Message*“ auch wieder Recht. Ganz unabhängig von seinen Zielen und Zwecken fasziniert der Computer als Ding an sich. Kinder und Jugendliche benutzen ihn gern als Spielzeug, nicht nur um der Games Willen, sondern auch um sich ohne konkrete Zielvorgabe im Netz zu tummeln – es ist die Unendlichkeit möglicher Information, die als solche fesselt. Hier tut sich die erste Falle auf: Zeitvergeudung durch zu viel Surferei bis hin zur Sucht.

## **Ewige Konflikte**

Was nun die Inhalte betrifft- – Musik, Filme Infos, Spiele, Chatrooms und soziale Netzwerke –, so sind sie für sich genommen erst mal das, was sie immer waren: entweder pädagogisch wertvoll und deshalb für größere Kinder nicht wirklich spannend, oder jugendgefährdend und deshalb reizvoll. (Natürlich gibt es auch die mittelprächtigen interessanten Sachen, die von Kindern gemocht und

von Eltern nicht abgelehnt werden.) Dass die Lieblingsserie der Tochter den Eltern weniger gefällt, war auch schon im vorigen Jahrhundert so, und dass der Sohn zu viel Zeit bei FACEBOOK verplempert, lässt sich – als Vorwurf und Jugendsünde – abgleichen mit Horrorfilmnächten in der Clique.

Was heute anders ist, das sind die Diskretion und Verfügbarkeit der Geräte wie etwa Smartphones, die es den Eltern erschweren, sich ein Bild davon zu machen, was ihre Kinder im Netz so treiben. Ein PC-Spiel, bei dem eine Kolonie gegründet, eine Siedlung gebaut und Gärten angelegt werden, sagt wohl allen Eltern zu. Ein Spiel, bei dem es nur darum geht, als Killer der erste zu sein, missfällt Erziehern, weil sie Verrohung fürchten. Die Kids aber ziehen es vor, weil es höhere Spannung verheißt. Diesen Konflikt wird es immer geben: Kinder ergötzen sich an Gewaltdarstellungen, weil sie verboten sind, und Erwachsene schalten sich ein, um die zarte Kinderseele vor der Begegnung mit Brutalität zu schützen.

Für die Sexualität gilt das Analoge. Grünschnäbel suchen im Netz nach Pornos, um mit Herzklopfen eine unklare Neugier zu stillen, Erwachsene bemühen sich, die Unschuld ihrer Kleinen zu retten und installieren Barrieren. Diese Rückzugsgefechte der Eltern, die befürchten, dass ihre Kinder ihnen entgleiten und doch wissen, dass es letztlich darauf hinauslaufen wird, gehören zum Trennungskonflikt, der nicht nur den Eltern Schmerzen bereitet.

## **Medien als Vermittler**

Gute Inhalte: einen zauberhaften Fantasy-Film, eine informative Doku über die Finanzkrise, ein subtiles Game über menschliche Gefühle – gute Inhalte zu teilen und gemeinsam mit der ganzen Familie zu schauen, das wird immer möglich sein und sollte von Eltern oder Kindern auch angeregt und durchgeführt werden. Für kleine Kinder empfiehlt sich das gemeinsame Schauen, sei es vor dem TV-Gerät, sei es auf dem PC-Monitor etwa auf YOUTUBE, ohnehin; Kinder

teilen ihre Begeisterung für eine Figur oder eine Story immer noch gern mit den Eltern, und das muss möglich bleiben.

Aber diese gesamtfamilialen Nutzungen werden immer nur einen Teil des Mediengebrauches ausmachen und zwar den kleineren. Die Individualisierung geht weiter. Gerade Heranwachsende inszenieren sich als eigene Persönlichkeiten gerne über ihren Mediengebrauch; was sie hören, wo sie chatten, welches Smartphone mit welchen Klingeltönen sie nutzen und wie sie ihr Profil gestalten – all das soll sie charakterisieren und ihnen starke (oft nur vermeintlich) individuelle Attribute mitgeben. Wenn die Pubertät begonnen hat, sind es nicht mehr die Eltern, denen sie ihre Geheimnisse anvertrauen, sondern die Peergroup, und die befindet sich inzwischen virtuell all over the world. Ihre Medien verschaffen den Jugendlichen Podien, Bühnen, Arenen, durch die sie erfahren, wie sich menschliche Kontakte, Freundschaften, Vertraulichkeiten, Liebeleien, Reibungen, Gegnerschaften, Zank und Streit und Versöhnung auf der Schwelle zwischen „echt“ und virtuell anfühlen. Sie proben so den Absprung aus dem Familienschoß. Die Kinder, die den älteren Geschwistern oder Kumpeln nacheifern, wollen ihre Netzerfahrungen noch innerhalb der Familie kommunizieren, was Müttern und Vätern auf natürliche Weise hilft, auch über die virtuelle Welt mit ihnen in Kontakt zu bleiben. Eltern dürfen Internet, Monitor und Handy nur nicht als ihre Gegner sehen, nicht als "message", die ihnen die Kinder entreißt, sondern als Medium im Sinne eines „Vermittlers“ zwischen ihnen und den Kindern.

### **Zwischen Overprotection und Vernachlässigung**

Als Fragen schließen sich hier erstens an: Wer warnt die Kids vor allzu freizügiger Zurschaustellung intimer Details ihres Lebens? Und zweitens: Leiden nicht die „Echt“-Kontakte, wenn die Teenies immer mehr Zeit im Netz vertun, anstatt auf ihre Freunde im wahren Leben zuzugehen?

Zur ersten Frage: Das Problem mit den unauslöschlich im Netz kursierenden Nacktfotos 13-Jähriger ist rauf und runter diskutiert worden. Jeder kennt es, auch die Eltern, und sie sprechen den heiklen Punkt natürlich an, wenn es um Netzwerke und all die bildlichen und textlichen Infos geht, die dort hineingestellt werden. Ferner ist auch ohne das (längst fällige) Fach Medienkunde die Schule der Ort, wo man über Datenklau und Datenschutz redet und die Schüler und Schülerinnen lernen, dass sie sich bei aller Selbstdarstellungslust auch Diskretion schulden.

Zur Frage der Sucht: Wie im 18. und 19. Jahrhundert die Romansucht oder Lesewut so gab es im 20. Jahrhundert die Kino- und Fernsehsucht und zu allen Zeiten die Spielsucht. Die Internetsucht ist nichts Neues. Was wir wissen, ist, dass Süchtige oftmals etwas kompensieren, was sie nicht haben konnten, als sie heranwachsen – nennen wir es Urvertrauen –, und dieser eher vage Punkt ist insofern wichtig, weil er auf etwas verweist, was wir als einzige wirklich valide Auskunft zum Problem der Medienerziehung in der Familie anbieten können: Kinder durchlaufen die medialen Gefahrenzonen umso unangefochtener, je besser sie sich in einem freundlich zugewandten Familienkreis aufgehoben fühlen. Die viel zitierten Erzähl- und Vorlese-Eltern, die für ihre Kinder da sind, Zeit mit ihnen verbringen und sie bestärken und herausfordern, sind mehr als immer wieder beschworene Leitfiguren. Sie sind notwendig, und es gibt sie auch in den verschiedensten Varianten, sogar in der sympathischsten, die ihre Elternrolle nicht allzu wichtig nimmt und die Kinder auch mal in Ruhe lässt („benign neglect“ – wohlwollende Vernachlässigung).

Wenn die Eltern-Kinder-Beziehung lebendig ist – was nicht mit konfliktfrei gleichzusetzen ist; erzwungene Harmonie ist verderblicher als jeder Medienabusus – dann vertraut sich das Kind in medial erzeugten Krisen den Eltern auch an, dann kann man es den Geräten und deren multiplen „Nutze-mich“-Rufen auch überlassen. So einfach ist es – und so schwer. Denn den

Mittelweg zwischen Overprotection und Vernachlässigung zu finden, ist nicht immer leicht.

Wir können jetzt die zweite Frage beantworten: Kinder und Jugendliche, die sich in ihrer Familie zu Hause fühlen, finden sich letztlich doch zur Teilnahme am wahren Leben in der Echtwelt nachdrücklicher aufgefordert als zu der am virtuellen im Netz. Studien haben ergeben, dass „Freunde-Treffen“ eindeutig vor „Im-Netz-unterwegs-Sein“ rangiert. Das mag in Einzelfällen umgekehrt sein, aber bedenkt, liebe Eltern: Diese Netzsucht, diese Seriensucht, dieses Dauer-Surfen, die LAN-Parties, das Endlos-Simsen, das sind Phasen. Sie gehen in der Regel vorbei, und dann sinken die Medien wieder auf ihre Mittlerfunktion zurück, weil sie nun nicht mehr selbst die Botschaft sind. Wie stark das Bedürfnis nach unmittelbarem Austausch und Real Life geblieben ist, sieht man an der Beliebtheit von Public Viewing während großer TV-Events oder an den vielen (Kinder-)Gruppen rund um Handy-Monitore oder Mobile-Game-Konsolen.

### **Drei Wege der Medienerziehung**

Pragmatisch gesehen gibt es für Eltern drei Wege. Sie können den ganzen digitalen Zirkus draußen halten. Der Vorteil dieser radikalen Lösung: Die frühe Kindheit verläuft mit Alt-Medien wie Bilderbüchern und Holzspielzeug womöglich sinnlich befriedigender und wird weniger von verfrühten Fragen irritiert. Der Nachteil: Auch die Eltern müssen auf Computer und Handy verzichten. Ferner: Die Kinder wachsen nicht als Digital Natives auf und haben dann in der Schule das Nachsehen.

Der gegenteilige Weg: Eltern machen sich einfach keine Sorgen, überlassen ihre Kinder freimütig den medialen Welten, muten ihnen oder trauen ihnen zu, sich dort allein zurecht zu finden. So ein Weg kann bewusst, aber auch aus Not beschritten werden. Das Schichtenproblem haben wir bisher ausgeklammert, es kommt aber gerade im Hinblick auf den Medienumgang zum Tragen. Eltern, die

von früh bis spät aushäusig arbeiten, und deren ältere Kinder die jüngeren erziehen, haben gar keine Chance, die Mediennutzung ihres Nachwuchses zu überwachen, ihnen bleibt nur Gottvertrauen. Aber es gibt auch Eltern, die sich bewusst gegen eine Kontrolle der Zeitlimits entscheiden und keine Zeitlimits zu verordnen. Vorteil dieser Strategie: Es gibt weniger Reibung zwischen den Generationen, und die Kinder entwickeln mit ihrer Praxis des „Learning by Doing“ auch Selbstverantwortung. Nachteil: tendenzielle Überforderung der Kinder, die eben doch nicht alle Fallen voraussehen und meiden können. Der dritte und beste Weg ist wieder mal der Mittelweg: Die Eltern lenken den Mediengebrauch der Kinder durch zeitliche Begrenzungen und Einflussnahme auf Inhalte. Das alles geschieht in Abstimmung mit den Kids. Wie sie beim Taschengeld Grenzen akzeptieren, so auch bei Guck-, Spiel- und Surfzeiten. Sie werden gegen die Auflagen verstoßen, sie aber im Prinzip als elterliche Fürsorge akzeptieren.

## **Echt und virtuell**

Eingangs fragten wir: Sind die vier Individuen, die sich da ihren Geräten widmen, noch eine Familie? Jetzt können wir antworten: Klar sind sie das. Unser Szenario zeigt einen Montagabend nach dem Essen. Zuvor haben die vier um den Esstisch herum gesessen und ihr Abendbrot verzehrt. Sie haben sich unterhalten – die Tochter fragt: Was sind Eurobonds?, der Sohn erzählt von seinem Geschichtsreferat, die Mutter versucht, das mit den Eurobonds zu erklären, und der Vater schlägt eine Wochenendreise zur Oma vor. Auch die verschiedenen Medien sind Thema – da funktioniert was nicht, da gibt es bei YOUTUBE einen tollen Kurzfilm, und hinterher gucken den alle. Diese Familie ist „ganz normal“ und hat insofern weniger Schwierigkeiten mit den Medien, als auch die jungen Eltern schon fast Digital Natives sind, also das Ärgernis mit der Wissenslücke zwischen den Generationen hier (und in Zukunft überhaupt) nicht mehr existiert. Die Mutter hat sogar einen Computerberuf, sie arbeitet bei einer



Partnerbörse. Der Vater ist Architekt – ein Beruf, der kaum vorstellbar ist ohne PC. Die Kinder, so das Erziehungsziel, sollen in sämtlichen Medien bewandert sein, aber gerade Unterhaltung und Spaß eher da suchen, wo traditionelle Medien mit Angeboten locken. Die Tochter macht beim Schultheater mit. Der Sohn spielt Fußball im Verein. Da kommt kein Computer-Game mit.

*Barbara Sichtermann lebt als Schriftstellerin und Journalistin in Berlin.*